

GP: In den letzten drei, vier Jahren hat die Zahl der Aufträge stark zugenommen. Da habe ich für mich eine Grenze gezogen: Mit mehr als drei Fällen an einem Tag möchte ich mich nicht beschäftigen. Dazu gehören ja immer die Feier, das Vorgespräch und das Schreiben der Rede. Das heißt, wenn ich morgens eine Feier habe, oder zwei, muss ich nachmittags noch einen Hausbesuch machen oder eine Rede schreiben. Oft wurde es auch mehr, und das habe ich versucht wieder einzubremsen. Ich breche sonst innerlich so ein bisschen zusammen – oder ich werde unbeeiligt. Beides finde ich schlecht. (*dreht sich um*) Sie sind zu laut, meine Herren!

*JA: Ja genau! (lacht) Bei meiner Recherche zu Trauerredner*innen hatte ich den Eindruck, das sind meist Männer. Als ich Ihre Webseite entdeckt habe, dachte ich, man merkt, dass Sie auch noch aus einer anderen Ecke kommen und das Thema Sterben in einem breiteren Kontext sehen. Wie kamen Sie zu diesem Beruf?*

GP: Im Grunde ist das eine Verlegenheit gewesen. Ich habe ein paar Jahre lang akademisch gearbeitet. Irgendwann bekam ich, geballt in einem Jahr, ziemlich viele Schwierigkeiten: eine Trümmerscheidung mit zwei Kindern, der Tod meines Vaters und gleich noch zwei Tode von wichtigen Onkeln in der Familie. Außerdem lief meine Stelle aus. Ich kehrte also von Heidelberg nach Berlin zurück, habe hier nach einer Stelle gesucht und nichts gefunden. Und so dachte ich, „jetzt machst du halt etwas anderes.“ Beim Arbeitsamt schlug man mir vor mich selbstständig zu machen. Da habe ich mir gesagt: „Ich kann lesen, schreiben, sprechen und vielleicht ein bisschen Menschen verstehen, vielleicht.“ Und so habe ich angefangen, mir einen Flyer gemacht, und bin von einem Bestatter zum anderen gezogen. Da musste ich erstmal

erfahren, dass die Leute keine Frauen wollen. Frauen seien klein und haben Piepsstimmen. Das sagen die einem ins Gesicht. Dabei stand ich ja nun vor denen und bin, wie Sie sehen, weder klein, noch hutzelig. /

JA: Vielleicht kannst Du mir als allererstes beschreiben, wie Deine Arbeit aussieht.

TP: Meine Arbeit besteht darin, Menschen mit einer Erkrankung, die nicht mehr heilbar ist, sowie deren Angehörige und Zugehörige in der letzten Phase des Lebens zu begleiten. In dem Hospiz, in dem ich arbeite, lautet das Motto: Leben bis zuletzt. Statt defizitorientiert zu arbeiten, versuchen wir, den Betroffenen so lange wie es geht ein normales (*zeichnet Anführungszeichen in die Luft*) Leben zu ermöglichen. Wir versuchen also zu lindern, was man lindern kann, letzte Wünsche zu erfüllen und letzte Probleme zu lösen, sodass die Leute gehen können, ohne das Gefühl zu haben einen Berg unerledigter Dinge zurückzulassen. Das, was ich hier so beschreibe, sieht für jede*n Patient*in anders aus: Manche sind, wenn sie kommen, noch sehr selbständig und brauchen körperlich kaum Unterstützung. Die fordern unter Umständen andere Dinge ein, Gespräche zum Beispiel. Im weitesten Sinne sind wir für die seelische und körperliche Begleitung sterbender Menschen zuständig.

JA: Was hast Du für diese Arbeit gelernt?

TP: Genau genommen bin ich gar nicht spezifisch für Hospizarbeit ausgebildet. Ich bin Gesundheits- und Krankenpflegerin. Ich habe auch keine speziellen Weiterbildungen gemacht. Meine einzige Qualifikation ist die, die ich durch die Erfahrung in meinem jetzigen Job erlangt habe. Wenn ich Leuten erzähle ich mache Sterbebegleitung, stelle

ich oft Irritation fest. Die meisten sagen dann, sie könnten das nicht machen. Manchmal erwidere ich dann, dass ich glaube, sie könnten das sehr wohl. Viele wissen gar nicht, was sie alles können und jede*r Einzelne würde, glaube ich, intuitiv richtig handeln, wenn er oder sie jemanden beim Sterben begleiten müsste. Natürlich gibt es Fachwissen und gerade bei medizinischen Indikationen weiß ich durch meine pflegerische Ausbildung welche Medikamente zu verabreichen sind, oder ver falle nicht sofort in Panik, wenn jemand in Atemnot gerät. Aber ich glaube, die Qualitäten, mit denen wir hauptsächlich arbeiten, haben viele Menschen: Geduld, Empathie, gut zuhören können, sich selbst nicht so sehr in den Vordergrund zu stellen, die Bedürfnisse eines*r Anderen zu erfassen, etc. All das kann man nur durch Erfahrung lernen. Dafür gibt es kein Studium. /

JA: Du bist als Denkmalpfleger für die Evangelische Friedhofsverwaltung der Stadt Berlin tätig und damit sozusagen Experte für Friedhöfe, also für Orte, an denen Tote bzw. ihre Körper liegen.

JK: Ja, und das ändert sich. Wenn ein*e Tote*r beigesetzt wird, wird er oder sie nach und nach immer mehr eine Einheit mit seiner oder ihrer Umgebung bilden. Man kann das auch unterbinden, wenn man den Körper in einen Metallsarg legt, aber auf Dauer wird jeder von uns auch wieder Teil vom Ganzen. Das nur kurz dazu. Mein Name ist Jörg Kuhn, ich bin 59 Jahre alt und habe in Bonn und Berlin Kunstgeschichte, Archäologie und Germanistik studiert. Das ist deswegen interessant, weil ich glaube, dass der Bereich der Gartendenkmalpflege – insbesondere das Spezialgebiet historische Friedhöfe – ein relativ breites Wissen voraussetzt. Er berührt Natur, Kunst, Biografien, Bestattungskultur, den Umgang mit dem Tod, also sehr viele Themen. Für

mich hat sich das relativ gut gefügt. Meine Arbeitgeberin ist die Evangelische Kirche, die in Berlin der größte Friedhofsträger ist. Der Evangelische Friedhofsverband betreut 46 Friedhöfe, von denen über die Hälfte denkmalgeschützt, also eingetragene Gartendenkmale sind. Die meisten sind im 18. Jahrhundert und frühen 19. Jahrhundert entstanden, d.h. es gibt viel Abstimmungsbedarf mit dem Landesdenkmalamt und den unteren Denkmalschutzbehörden. Um diese Kommunikation hinzukriegen, bin ich angestellt worden. /

KHU: Mein Name ist Kurt Husemann. Ich bin als Psychoanalytiker und analytischer Gruppenpsychotherapeut in Berlin-Kreuzberg niedergelassen und mache neben der eigentlichen Praxisarbeit viel Fort- und Weiterbildung im Berliner Institut für Gruppenanalyse. Ich bin dort Gruppenlehranalytiker und Supervisor. Oft bin ich im Rahmen meiner Arbeit auch für internationale Fachverbände unterwegs.

JA: Hier in Kreuzberg praktizieren Sie in Ihren eigenen Räumen, in denen wir uns jetzt befinden, und die eine sehr interessante Geschichte haben.

KHU: Meine Praxisräume befinden sich im Souterrain einer umgebauten ehemaligen Friedhofskapelle aus so etwa aus den Jahren 1880/90, aus einer Zeit, als Berlin im Zuge der Industrialisierung explosionsartig wuchs und die typischen fünfstöckigen Häuser gebaut wurden. Damit änderten sich auch die Bestattungsrituale: Die Toten konnten nicht mehr in ihren Wohnungen aufgebahrt werden bis sie beerdigt wurden, also mussten Leichenhallen gebaut werden. Dies hier ist eine ehemalige Leichenhalle, also kein Gebäude, in dem sich die Gemeinde traf. Hier traf man sich nur, wenn man eine*n Angehörige oder Freund*in beerdigte. Bevor dieses Gebäude

gebaut wurde, stand an derselben Stelle eine Wachstation für Scheintote. Die entstand in einer Zeit, als die Naturwissenschaften aufblühten und die Menschen auf einmal furchtbare Ängste bekamen, sie könnten begraben werden ohne wirklich tot zu sein. Die Toten wurden also in einen Sarg gelegt und mithilfe kleiner mechanischer Instrumente beobachtet immer jemand, ob noch irgendein Hauch aus der Nase oder aus dem Mund entfleuchte. Das konnte zum Beispiel ein kleines Federchen sein, das über einem Loch im Sarg angebracht war. /

JA: Ihr Arbeitstag fängt sehr früh an. Was haben Sie heute gemacht, bevor wir uns getroffen haben?

KHA: Wir haben mit der Herbstbepflanzung auf den Gräbern angefangen. Da gibt es Listen, wer welche Pflanzen will. Teilweise haben die Angehörigen farbliche Wünsche, zum Beispiel rote Herbstastern oder rot-weiße Erika. Damit haben wir uns jetzt auf den vier Friedhöfen durchgearbeitet.

JA: Ihre Aufgaben sind also saisonal sehr unterschiedlich?

KHA: Auf jeden Fall. Im Sommer stehen Gießen und Pflegen im Vordergrund. Oh, da kommt gerade ein Trauerzug. Wir müssen uns mal kurz hinstellen und still sein. /

AA: Meine erste Erinnerung an den Tod in Monte San Giacomo liegt heute noch deutlich in meinem Tastsinn: Er ist kalt, er ist glatt, er ist ehrfürchtig. In den 50er Jahren wurden die Toten mindestens für eine Nacht im Haus aufgebahrt. Die Angehörigen und Freund*innen hielten Wache. Es wurde viel geweint, erzählt, geschrien, geschwiegen, getröstet und gepennt. Als acht- oder neunjähriges

jüngstes Mädchen einer kinderreichen Familie konnte ich – wenn nicht gerade gearbeitet wurde – mit großer Freiheit im ganzen Dorf und in der Umgebung, allein oder mit Gleichgesinnten herumstreunen. An einem dieser verschlafenen Sommernachmittage gelangte ich, ohne es zu wollen, in der Nachbarschaft meiner Schwester Maria vor die tote alte Oma, die bis zum Vortag trotz ihres hohen Alters gewöhnlich vor ihrer halb geöffneten Haustür gesessen hatte. Als Du, Johanna, und Deine Schwester Anita, als Vorschulkinder in Monte San Giacomo wart, wundertet Ihr Euch und fragtet, warum es im Dorf so viele alte Menschen gab. Ich antwortete Euch, dass es in Deutschland genauso viele alte Leute gebe, die in Altenheimen lebten, während sie hier auf den Treppen hockten und die Vorübergehenden ansprachen. Viele Jahre später, als ich als Ärztin mit einem Selbstmord konfrontiert war, dachte ich, wie schade es ist, dass den Kindern und Jugendlichen in unserer Gesellschaft die Erfahrung des Todes vorenthalten wird. Die Toten im Tatort oder in Action-Filmen sind in der Woche danach wieder lebendig und bereit für die nächste Action-Geschichte. /

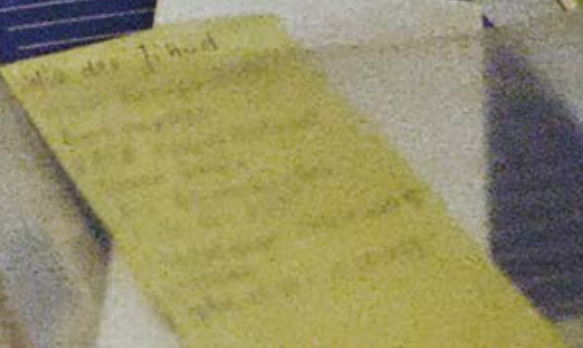
Kaffe. Mich greiselt
am Silvester in Berlin.
ins Bett gegangen
aufgewacht, weil die
ein paar Bolter
Abt. nach 20 Minuten
ruhig. So ist's schon.
Ich sollte diesen

IM LEBEN
SOLLTE



einen Vogel zeigen

da-
mole
cht
hon
ke
l
w-
Bst
-bit
m
cht



Sie betroffen?